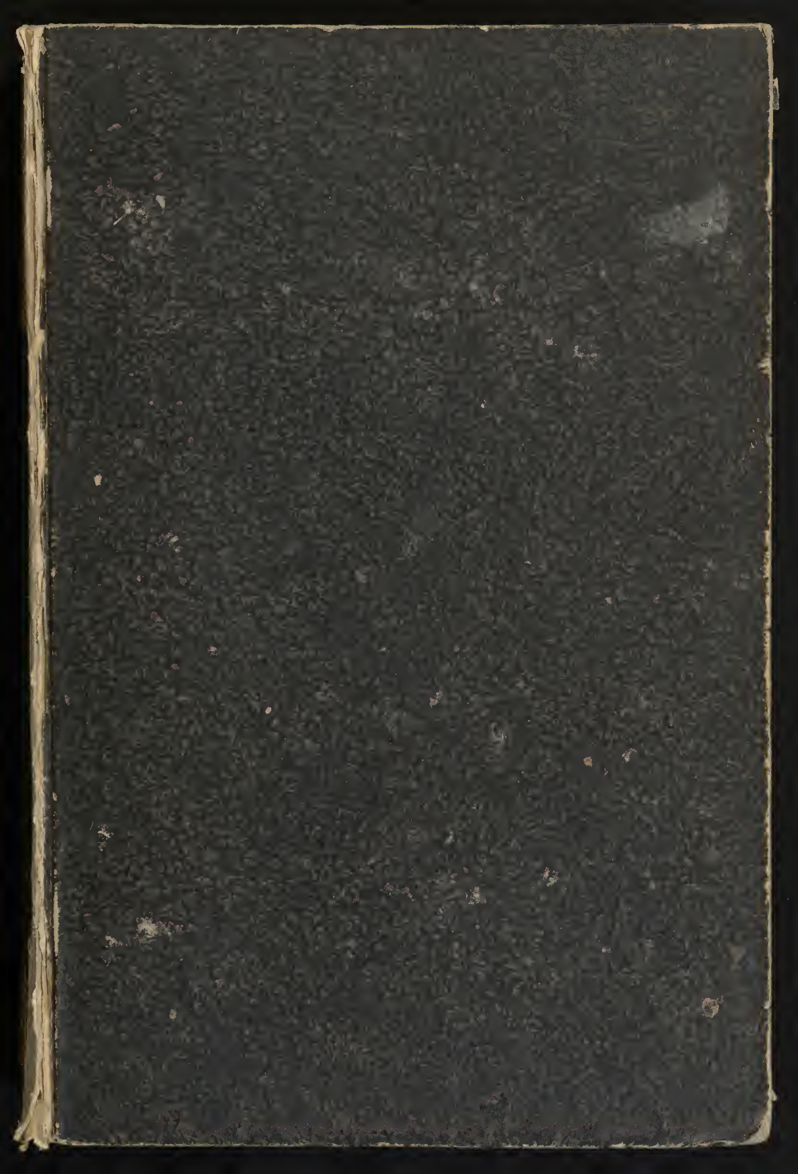




Feldarbeit der Basuto's.

Rosette Schrumpf.

Dritte Abtheilung.

(Mitgetheilt von Dr. H. Gundert in Calw.)

1. Die Basuto-Mission unter den politischen Unruhen.

Zu derselben Zeit, als eben Missionar Schrumpf zu Bethesda wie durch ein Wunder aus schwerer Krankheit errettet und gleich darauf auch seine Gattin Rosette bis an den Rand des Grabes geführt worden war, — eben zu jener Zeit (1846) brach der verheerende Krieg im Kafferlande aus, an dessen Grenze die Basuto's wohnten. Die Eingebornen stritten mit wechselndem Glück gegen die Truppen der englischen Regierung, welcher die allgemeine Schilderhebung ungeheure Opfer an Menschenleben und Geld kostete. Mit unglaublicher Wuth zerstörten die Kaffern alle englischen und deutschen Missionsstationen in ihren Gebieten. Einige Missionare wurden meuchlings getödtet, nachdem durch Ermordung eines deutschen Bruders das Zeichen gegeben war; die andern mußten alle fliehen. Die Aufregung verbreitete sich auch unter den Basuto's, welche gegen ihre weißen Lehrer mancherlei vorzubringen hatten. Man mußte jeden Augenblick eines ähnlichen Ausbruchs gewärtig sein. Moschesch begnügte sich aber, mit 4000 Bewaffneten seine Grenze zu schützen. Als Feldprediger zog Arbousset mit dem Heer und konnte unter diesen Schaaren den christlichen Unterricht fast regelmäßiger fortsetzen, als dieß auf den Stationen möglich war. In Folge dieser Unruhen war jedoch die Verbindung mit der Kapkolonie oft beinahe aufgehoben, und die Mission vom europäischen Verkehr abgeschnitten. Endlich er-

rangen die Truppen der brittischen Königin mehrere entscheidende Siege, in Folge deren die Sympathien der Basuto's mit den Kaffern ziemlich erkalteten und allmählig wieder Ordnung eintrat. Wie diese Bewegungen auf die Basuto's wirkten, mag ein eigenthümliches Beispiel zeigen. Frau Schrumpf schreibt:

„Unser Häuptling, Morosi, war der erklärte Feind alles Fortschritts in seinem Gebiet. Sei's nun, daß Moschesch, unzufrieden mit dem Ungehorsam seines Untergebenen, ihn durch irgend eine Andeutung in Angst jagte, oder daß andere unerklärte Beweggründe ihn umtrieben, kurz Morosi eilte plötzlich von Dorf zu Dorf und forderte die Einwohner mit Bitten und Drohen auf, die Missionsschulen und den christlichen Gottesdienst zu besuchen, während er selbst auch sich bußfertig bezeugte. Was sollte das bedeuten? Wir wußten es nicht und mußten einstweilen stille harren, während unsre Kapelle jeden Sonntag gedrängt voll war, so daß nicht ein Platz leer blieb und der Prediger sich kaum durch die Menge an seinen Platz drängen konnte. Wir versuchten es, den Gottesdienst im Freien zu halten; allein da gab es so viel Zerstreuungen für unsre Wilden, daß wir lieber wieder in den Saal zurückgiengen. Wir mußten nun an einen Plan für eine größere Kirche denken; das Plänemachen und Bauen sollte scheint's bei uns kein Ende nehmen."

Bald aber kamen andere Nachrichten, welche nicht blos die Erweiterung, sondern sogar den Bestand der Mission in Frage stellten. Im Juni 1848 hörten die Missionare von der Februar-Revolution in Paris; zugleich that ihnen ihre Gesellschaft zu wissen, daß, bis auf Weiteres, die gewohnte Unterstützung nicht fortgesetzt werden könne. An ihrem Jahresfest (Mai 1848) kündigte der Präsident mit dürren Worten an: „Die Gesellschaft ist in solcher Noth, daß, wenn ihre Freunde nicht besondere Opfer bringen, sie sich nicht länger erhalten kann." Man kann sich denken, wie solche Berichte auf die Arbeiter in der Ferne wirken mußten; doch konnten sie sich Muth einsprechen: „Der Herr ist König, und Alles muß denen, die Ihn lieben, zum Besten dienen." Sie beschlossen, auch ohne Gehalt auf ihren Stationen auszuharren und nur drei neuerrichtete Stationen (Cana, Hebron, Hermon) einstweilen einzustellen. Zwar für Frau Schrumpf war es eine schwere Aufgabe; hatte sie doch gerade alle Brüder der Mission vierzehn Tage lang zu einer Konferenz bei sich versammelt gehabt, und die Speisekammer war nun leer, eben da die Nachricht kam, es

dürfe auf die Gesellschaft kein Wechsel mehr ausgestellt werden. Da freute man sich der Früchte, die der Küchengarten immer reichlicher darbot, so daß man oft noch einen Vorrath für den Winter dörren konnte, und lernte beten um das tägliche Brod. Von verschiedenen Seiten her that sich auch bald die herzlichste Theilnahme kund. Lacroix z. B. schrieb von Kalkutta den Freunden: „Giebt es auch eine vollkommenere und ausgebreitetere Freimaurerei, als die welche unter den wahren Gläubigen schon besteht? Sie lassen sich durch nichts trennen, nicht durch die Sprache, nicht durch die Entfernung, nicht durch die Nationalvorurtheile. Es heißt, der Engländer hasse die Franzosen, und umgekehrt; aber der wiedergeborne Christ ist weder Franzose noch Engländer, wenn es sich um seines Herrn Reich handelt." Das waren nicht bloß schöne Worte, sondern der Brief schloß einen Wechsel auf 1000 Pfd. Sterl. (Fr. 25,000) ein, welchen die englischen Brüder in Indien der südafrikanischen Mission zuschickten. Auch die Freunde am Cap, Angehörige der verschiedensten Kirchen, hatten in wenig Tagen eine größere Summe (1414 Pfd. St.) für den gleichen Zweck gesammelt. Andere Hülfsquellen öffneten sich, gerade hinreichend, um dem Bedürfniß der 17 Missionsfamilien zu genügen; und die zwei Jahre, in welchen die Gesellschaft ihren Arbeitern kaum einige Unterstützung zusenden konnte, giengen vorüber ohne bleibenden Schaden für das Werk. Man kann sich freilich der Frage kaum erwehren, ob die Leiter der Gesellschaft nicht besser für die Fortführung des ihnen anvertrauten vielverzweigten Missionswerkes hätten sorgen können. Denn genau gesprochen fiel das plötzliche Stocken ihrer Arbeit noch in die Tage vor der Februar-Revolution, und ist durch kein unvorhergesehenes einzelnes Ereigniß erklärt. Am 21. Febr. 1848 hatte die Gesellschaft ihr Missionshaus geschlossen, und der rechte Segen ist doch erst wiedergekehrt, als sie es nach Jahren endlich wieder zu eröffnen wagte (Nov. 1856). Aber auch hier hat sich jedenfalls in der menschlichen Schwäche die göttliche Gnade so verherrlicht, daß keiner der Missionare diese Jahre der Sorge und der Beschämung aus seinen Erinnerungen hätte streichen mögen.

Schwerer zu tragen als die äußere Noth, war die Offenbarung der Schwäche der neuen Gemeinden, deren Grundfesten eben jetzt durch den alten Feind mächtig erschüttert wurden. „Auf allen unsern Stationen mußte man (1849) mit Schmerzen sehen, wie eine bedeutende Anzahl gerade der einflußreichsten Männer ihren Lehrern

den Rücken kehrte, um mit einer Art von Wuth zu den alten heidnischen Lastern zurückzukehren. Für die meisten wurde die Vielweiberei mit ihren sinnlichen Genüssen und irdischem Gewinn die gefährliche Schlinge. Auch unsre alten Bekannten, Paul Tsegoa und Mathias Ntabanyane, suchten erst fettere Waiden in den Malutibergen und entzogen sich damit der Waide des Worts; und bald fielen sie im Bunde mit etlichen Heiden bewaffnet über friedliche Kaffern her und trieben ihr Vieh weg. Das sollte ihnen die Mittel verschaffen, Nebenweiber zu kaufen. Sie wurden vom Abendmahl ausgeschlossen, nachdem der Häuptling sie genöthigt hatte, ihre Beute zurückzugeben; aber Buße wollten sie einmal nicht thun; heidnische Tänze, Biergelage und Ceremonien halfen ihnen ihr Gewissen zu betäuben. Der Sohn Morosi's, Letuka, zog nun selbst auch mit einigen Obersten aus, den Kaffern der Umgegend ihr Vieh abzunehmen. Umsonst drang der Missionar auf Zurückgabe des Raubs; Morosi versprach alles Gute, konnte aber oder wollte nichts thun (so wenig als er einer von seinem Sohn entführten Christin zur Freiheit verhalf); und überall herrschte nun wieder die alte Rohheit und Gesetzlosigkeit. Redete man mit den Gefallenen über ihr Benehmen, so sagten sie getrost: 'Wir thun übel; aber das Fleisch hat's gewonnen, es ist stärker als der Geist. Was vermögen wir denn?' Tsegoa fügte mit höhnischem Lächeln bei: 'Du magst sagen, was du willst, du schlägst mit deinem Hammer auf einen Felsen, der nichts fühlt und nicht wanken wird.' — Dieselbe Sprache führten in Bosigu die Söhne Moschesch's, die seit einigen Jahren sich in die Kirche hatten aufnehmen lassen, und in Morija und Bersaba machten es andre Häuptlinge mit ihren schon getauften Unterthanen gerade so."

* Häuptling ist oder wird bei diesen Fleischesmenschen, wer möglichst Vielen ein rechtes Schmaus- und Trinkgelage bereiten kann. So lange sich ein Häuptlingssohn christlich hält, kümmert sich Niemand um ihn. Da mag er zuerst hoffen, bei Christo Frieden zu finden für sein geplagtes Gewissen, und doch sich zugleich schmeicheln, bald werde er Viele nach sich ziehen. Wenn das aber nun nicht geschieht, und er soll sich mit Geduld und Glauben durchschlagen, als einer von den Vielen, so empört sich der alte Stolz, und der Jüngling wird schlimmer als sein nie erweckter Vater. Er legt sich dann darauf, den Missionaren und ihrem Anhang möglichst bittere Schmerzen zu bereiten, raubt ihnen die hoffnungsvollsten Mädchen, fordert durch

Gewaltthat die stillsten Gemeindeglieder heraus und hat seine Freude daran, Gottes Werk zu zerstören. Moschesch selbst, der doch schon angefangen hatte, seine Weiber zu entlassen, vermehrte nunmehr ihre Zahl, und heidnische Gebräuche wurden wieder allgemeine Mode.

Forscht man diesen betrübenden Zuständen weiter nach, so kann man sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die Gewaltthaten der Weißen an dieser Erbitterung gegen das Evangelium und an der ganzen Reaction gegen den europäischen Einfluß den Hauptantheil haben. Vor dem Jahr 1835 besaß kein Boer einen Zollbreit Eigenthums nördlich vom Oranjefluß. Bat ein solcher etwa einmal die Eingebornen, ihn seine Heerden jenseits des Stroms waiden zu lassen, so kehrte er gewiß vor der Regenzeit nach dem südlichen Ufer zurück. Seit jenem Jahre aber ergoß sich der Strom der weißen Einwanderung in die Thäler der Oranjequellen, und er stand nicht still, bis innerhalb fünfzehn Jahren ein Land so groß wie Frankreich von den Weißen erobert war. Im Süden besonders gehörte fortan aller gute Boden den holländischen oder englischen Kolonisten; die Eingebornen wurden in die Kalahari-Wüste oder in die Felsen der Maluti-Gebirge gedrängt; ließ man ihnen auch da und dort beschränkte Gebiete, so umschlossen deren Grenzen vielleicht 5000 Seelen auf einem Raum, wie er für sieben oder acht Bauern der herrschenden Rasse hinreichte. Die natürlichen Folgen waren Viehraub und Grenzkriege mit ihren entsittlichenden Wirkungen. Wie sollten diese freien Wilden nicht fühlen, was ihnen von Christen angethan wurde? Hatten sie erst alle Weißen für Leute des Buchs gehalten, so mußte deren brennender Durst nach Landbesitz, ihre unläugbare Selbstsucht und Sinnlichkeit sie an der Sittenlehre des Evangeliums selbst stutzig machen. Was Wunder, wenn sie nun, je überirdischer dessen Anforderungen lauteten, desto bitterer die Heuchelei derer verfolgten, welche sich mit seinem Namen deckten? Ein Glück war es noch, wenn der Missionar nicht derselben Heuchelei beschuldigt wurde. Hatte es erst geschienen, als wolle die Mission ihren innern und äußern Zustand zugleich verbessern, so konnten nun Männer wie Moschesch, ja und jeder Basuto bis zum ärmsten Freien herab, an tausend Zeichen merken, daß es jedenfalls mit der Unabhängigkeit und Nationalität der Basuto's ein Ende habe. „Ihr seid civilisirt," sagte Moschesch, „aber Mordthaten sind häufiger bei euch als bei uns. Ihr stehlt freilich kein Vieh, aber wohl ganze Länder, und schicktet, wenn ihr könntet, unsere Heerden in die Wolken,

um dort zu waiden." Daß ein Volk als Ganzes sich damit begnüge, durch geistlichen Trost über seinen politischen Untergang hinübergehoben zu werden, wird kein nüchterner Beurtheiler der Menschen erwarten. Es ist da schon etwas Großes, wenn nur die einzelnen auserwählten Seelen im Glauben beharren, während die erbitterte Masse der Religion und ihrer geringfügigen Anerbietungen spottet und bei der Behauptung beharrt: „Die Basuto's können einmal nicht Christen werden; das Joch Jesu ist ihnen zu schwer."

Die Missionare mußten sich mit den erfreulichen Früchten trösten, welche mitten unter dem Abfall in aller Stille für den Himmel reiften. Alles war doch nicht verloren. Wie freundlich ist schon ein kurzer Sonnenblick am trüben Tage. So waren einmal die Schrumpfs auf der Reise nach Morija. Die Ochsen lagen vom heißen Tag erschöpft am Boden und wollten nicht mehr aufstehen, wie man auch die Peitsche brauchte. Wo sollte man aber Wasser und Milch für die Kleinen finden? Man mußte sich entschließen, den übrigen Weg zu Fuß zu machen. Der Missionar blieb beim Wagen zurück, seine Gattin marschirte mit den Kleinen, eines auf dem Arme, während die beiden andern sich an ihrem Kleide hielten. Die alten Basuto-Weiber giengen unbekümmert hintendrein. Man hörte schon die Hyänen auf dem nahen Berge, und es war finstre Nacht. Doch da stoßen sie auf ein Dörfchen und fragen nach einem Träger für die Kinder. „Hier giebt's keine Freunde der Prediger," war die kurze Antwort. Doch endlich wurde Feko herbeigerufen, ein Wagentreiber aus früheren Jahren. Der nahm den kleinen Albert auf die Arme. „Nein," schrie dieser, „dein Ledermantel ist so wüst, so wüst. Lege deine Sonntagskleider an, dann magst du mich tragen." Der arme Heide hatte keine, doch in der großen Müdigkeit ließ sich's der Junge gefallen und ritt auf Feko's Rücken weiter. Bald fieng er da an, den kleinen Missionar zu spielen und redete ihm in einer Weise zu, welche das Mutterherz tief erfreute. Wenn dann Feko das Jüngste weinen hörte, rief er der Mutter zu: „Setz dich nur und stille dein Kind!" oder forderte er es ihr ab: „Es ist ihm zu kalt, gieb mir's und ich will's unter meinem Karoß erwärmen." Tief in der Nacht langte man bei den Arboussets an, die ihren Augen kaum trauten; und auch der Gatte mit dem Wagen ließ nicht zu lange auf sich warten.

In der ältesten Station Morija gab es doch noch edle Seelen, die dem Verderben gründlich entronnen waren; hier fanden sich auch

noch immer hoffnungsvolle Leute ein, welche um die Taufe baten. Welche Freude konnte man nur an Theophilus Rapogo haben, der eine Tante von Moscheschd geheiratet hatte und allgemeines Ansehen genoß, aber mit Gottes Gnade niemals einen Rückschritt that. Bis zum letzten Athem pflegte er unermüdet seine kränkliche Gattin und klagte nie. Er bekleidete die Stelle eines Helfers in der Gemeinde, ermahnte die Schwankenden, predigte täglich unverzagt, nahm sich der Schwachen gegen ihre Unterdrücker an, wußte für Alles Rath und gewann die Herzen der Kinder durch seine Leutseligkeit. Ach wie selten waren solche Gehülfen, wie dünn gesäet sind sie noch immer! Er wollte seiner sterbenden Gattin Melonen holen, fiel vom Wagen und kam unter die Räder. In's Haus eines Freundes getragen, tröstete er selbst seine jammernde Tochter: „Ich bin ganz glücklich! Seid nur ruhig, der Herr hat schon für Alles gesorgt." Dem Freund aber, der sein Ende nahen sah, sagte er getrost: „Du weißst ja, wer gesagt hat: 'Wer an mich glaubt, wird nimmermehr sterben,' und 'wer bis an das Ende beharrt, der wird selig.'" Dem herbeieilenden Missionar konnte er nur noch einen freundlichen Gruß zuwinken und schied fröhlich von der armen Erde, um bei seinem Jesu zu sein. Wer beschreibt aber den Jammer der Basuto's. Jeder fühlte sich im Innersten getroffen; Heiden und Christen legten an seinem Grabe lautes Zeugniß ab, daß einmal gute Frucht in die Scheunen gesammelt sei. Diese Leute, hieß es, wissen zu sterben, sie haben ein anderes Glück, als diese Erde enthält. Moscheschd war tief erschüttert, alle Regierungsgeschäfte standen still; in der Hauptstadt redete man nur von Theophilus. Und auch Missionar Arbousset betete an dem Grabe dieses lieben Bruders: „Mein Ende werde wie dieses Ende!"

„In Morija war es auch," schreibt Frau Schrumpf, „daß uns Moffat durch einen lieben Besuch erfreute. Er kam mit den Abgeordneten der Londoner Missionsgesellschaft auf einer Rundreise, die alle Stationen des Landes berührte. Wie gierig lauschte man den Schilderungen von den Entdeckungen seines Schwiegersohns, des Dr. Livingstone, von den Völkerschwärmen an den grünen Gestaden gewaltiger Seen, deren Existenz bis dahin aller Welt ein Geheimniß geblieben war. 'Ach,' sagten wir zu einander, 'wären wir doch frei und jugendkräftig! Wie gerne pflanzten wir das Panier des Kreuzes auf diesem neuen Boden auf. Vielleicht fänden wir dort mehr willige Hörer als hier. Und doch, die Zeit der Wanderschaft ist so kurz. Sei's

denn gearbeitet auch am schwülen Tage, so lange es Tag heißt, und zwar fröhlich gearbeitet, weil jede Stelle in Seinem Weinberg ein Ehrenplatz ist!' Damit stimmte auf's Beste überein, was Frau Moffat als die 'afrikanische Losung' empfahl, das Wörtlein: Geduld! Geduld!"

Noch immer ist Morija eine der blühendsten Stationen, auch nachdem die Arboussets sie verlassen haben: die Gattin, um im Schiffbruch an der englischen Küste ihr Grab zu finden, der alte Missionar, um in Tahiti ein neues Arbeitsfeld zu suchen. Man zählt derzeit 328 Kirchenglieder auf der Station.

Weniger erfreulich waren die Besuche im nahen Hebron, das mit einem siebenstündigen Ritt von Bethesda zu erreichen war. Von ausgewanderten Methodisten bevölkert, von der Mission aus obenangeführten Gründen lange hintangesetzt, machte die Station jedesmal den Eindruck eines Gottesgerichts. Sie lag auf der Grenze gegen den Freistaat, und war beständigen Streitigkeiten über Viehraub und Grenzbestimmungen ausgesetzt. Nur langsam sind auch dort nachgerade 75 Kirchenglieder gesammelt worden, von denen doch die meisten nicht über eine gewisse Ehrbarkeit hinauskommen, während bei andern noch Zaubereisünden an's Licht treten.

Doch wir kehren nach Bethesda zurück, wo unsern Freunden einmal ihr scheinbar undankbares Arbeitsfeld angewiesen war. Unerschütterlich hielten die Häuptlinge an ihrem Heidenthum fest; den Missionar wünschten sie nicht gerade fort, sondern ertrugen ihn als ein nothwendiges Uebel. Er diente jetzt oft als Mund und Feder für ihren Verkehr mit den Weißen, und that es unentgeldlich, so gut wie Zähneausreißen und zur Ader lassen; wie sollte man ihn nicht ertragen? Sodann hatten Kaffern, Hottentotten, Batlapi's und wie sie alle heißen, jeder Stamm seinen eigenen Missionar, so gut wie die europäischen Fürsten einst Hofnarren hielten! Es gehörte zur Mode, Missionare zu haben; „nur hüte man sich, ihnen mit mehr als Einem Ohr zuzuhören!" Dabei versteht sich von selbst, daß die Zurückgefallenen (Bakuenegi hieß man sie und zählte sie schon nach Hunderten) auch nicht mit Einem Ohre mehr der Tuto (Lehre) zuhörten. Ihre Kinder ließen sie wohl in andern als den Missionskirchen taufen und trauen, während darum doch die Beschneidung der Jünglinge, welche einmal schon abgeschafft war, sowie die Vielweiberei und andere Unsitten unbeschränkt fortherrschten.

Mit Furcht und Freude sahen die Geschwister dem Wachsthum von Tsegoa's Sohn Samuel zu. „Er wohnte beständig bei uns, während sein unglücklicher Vater von Todesfurcht umhergetrieben erkrankte. Auch dieses Leiden erweichte ihn so wenig, daß er vielmehr einen armen Kaffer anklagte, ihn behext zu haben, und denselben beinahe um's Leben brachte. Konnte man ihn daran verhindern, so doch nicht an weitern Uebelthaten; er zündete dem Unschuldigen sein Haus an, nahm ihm all sein Vieh und sonstiges Eigenthum ab und trieb ihn samt seiner Familie aus dem Lande. Dann rief er seinen Sohn und bot ihm einen Theil von der Beute an, in der Hoffnung, ihn bei sich zu behalten. Aber Samuel wollte bleiben, wo ihn sein Vater in bessern Tagen untergebracht und ihm für immer seine Stätte angewiesen habe, im Hause des Gebets." — Was geschah nicht alles, um ihn zu bewegen, daß er sich beschneiden lasse. Und wie er achtzehn Jahre alt war, sollte er geschwind heirathen. Der Vater ließ ihn kommen und zeigte ihm die Ochsen, die er zusammengebracht habe, ihm ein Weib zu kaufen. „Alles ist bereit, die Eltern der Braut warten auf uns. Ich habe mein Wort gegeben und du hast nur mit mir zu gehen." Aber der Sohn blieb fest, er wollte „weder heidnisch heirathen, noch mit Ochsen," lernte eifrig weiter und erhielt sich mit seiner Hände Arbeit. Und doch blieb es noch immer eine Frage, ob der liebe Jüngling auch wirklich fest am Herrn hieng oder nur an seinen Boten. — „In ähnlicher Lage, wie Samuel, befand sich eine seiner Verwandten, Nkokotoane. Sie wohnte einstweilen bei ihrem Bruder Tueba, der zum Glück ein Glied der Kirche geworden war und immer zu den erkenntlichsten gehörte. Mit Freuden sahen wir, wie sie dem Unterricht immer mehr Geschmack abgewann und an göttlichen Dingen herzlichen Antheil nahm. Aber auch bei ihr hatten wir uns immer zu fragen: wird sie fest bleiben? Wird sie es vermögen, den Verführungen ihrer heidnischen Eltern zu widerstehen, die mit allerlei Künsten sie an sich zu locken suchen, um sie irgend einem Polygamisten um ein Dutzend Ochsen zu verkaufen?"

Neue Unruhe brachte das Jahr 1851 über das Basuto-Land. Unter den Bakoni's hatte sich ein falscher Prophet, Motageni („der Bergstrom"), erhoben, der sich für Gottes Sohn und Gesandten erklärte und das Joch der Fremden zu brechen versprach. Er wollte die Weißen vertreiben, ihre Städte zerstören, die Kirchen und Missionshäuser mit allem Zubehör unter einem gewaltigen Erdbeben vom

Boden fegen. Die eingebornen Christen sollten, so hieß es, in Mäuse verwandelt werden und sich in die Löcher der Erde verkriechen. Dann würden die Vorfahren mit ihren Heerden auferstehen, um sich nach Herzenslust mit ihren Enkeln zu vergnügen. Aber ehe dieß Wunder eintrete, müssen zahllose Ochsenopfer gebracht werden, damit ihr Blut das Land von seiner Verzauberung reinige. „Bald wogte es im ganzen Kafferland; ein Krieg, blutiger und gräulicher als alle bisherigen, bedrohte die Grenzen. Der Gouverneur, Sir Henry Smith, eilte in voller Hast, ohne Truppen, dem Schauplatz der Unruhen zu, um die Häuptlinge und Stämme mit scheinbar unwiderstehlichen Gründen zu beruhigen. Er wurde von den aufgeregten Banden umringt (am Christtag 1850) und entrann ihren Assagais nur durch die schnellste Flucht in einer Verkleidung. Seine Eskorte von Hottentotten-Soldaten wurde um so unbarmherziger niedergemacht; acht dieser Unglücklichen fanden den Tod erst nach mehrtägigen Qualen, — man hatte sie an langsamem Feuer gebraten. Nun freilich war es mit der Geduld des Gouverneurs zu Ende. Er kündigte einen Ausrottungskampf an. Mehrere Armeekorps drangen in die aufgestandenen Landstriche und verheerten Alles mit Feuer und Schwert, um die Rebellen durch den Hunger zu bewältigen.

Moschesch's Spione berichteten ihm auch bald, daß diese Taktik nahe daran sei, ihr Ziel zu erreichen. Hatte zuerst alles Volk im Basuto-Lande sich für den „großen Propheten, den wahren Heiland" begeistert und seine Wunder gerühmt, hatte auch Moschesch ihn um ein Orakel gebeten, und war man schon über einzelne Weiße hergefallen, wie denn die ganze Jugend nur nach Büchsen und Pferden trachtete und von Beute träumte, so legte sich doch das Kriegsfieber einigermaßen, als Morosi hundert seiner Krieger auf der Wahlstatt ließ und sein Dorf in Flammen aufgehen sah, und der Bataung Molitsane für einen Raubzug seiner Söhne mit Krieg überzogen wurde. Nun aber wandte sich der englische Major ungerechter und unkluger Weise gegen Moschesch selbst, welcher nach umsichtigem Rückzug einen glänzenden Sieg über ihn davon trug (30. Juni 1851). Die Wirkung war wunderbar: statt sich zu rühmen, erkannten die Basuto's Gottes Macht und Hülfe in dem Ereigniß, und schrieben es dem ununterbrochenen Gebet ihrer Weiber zu, verfolgten auch den Feind nicht, da doch genug Blut vergossen sei. Die Engländer sahen, daß mit friedlichem Vorgehen mehr zu gewinnen sei, als mit stürmischen

Forderungen: es gelang General Cathcart, die Basuto's zu begütigen. Nachdem auch die wilden Kaffern mit ungeheuern Opfern an Geld und Menschenleben überwältigt waren, erhielt Moschesch zum Lohn für seine Mäßigung die Zusage der Unabhängigkeit seines Ländchens.

„Achtzehn bange Monate lang war Alles um uns her in beständigem Sturm und Wechsel; wir konnten uns kaum hinauswagen, ohne Gefahren zu begegnen. Doch blieb uns der Anfang des Sturms am eindrücklichsten. Ein alter Bekannter, ein holländischer Bauer, war mit seiner Frau und Kindern im Wagen hergefahren, um bei den Eingebornen seinen Hirsenvorrath einzukaufen. Kaum aber hatte er Bethesda verlassen, als ihn eine Rotte loser Leute überfiel und mit den Seinigen unbarmherzig hinschlachtete. Und doch fehlte es auch nicht an Tröstungen: wunderbar erfreute uns mitten unter den Unruhen die Geburt einer Tochter und der Besuch von theuren Geschwistern. Und während alle Straßen nach der Kolonie geschlossen waren, drangen doch in unerklärlicher Weise zwei Kisten von unsern Freunden in Europa mit den nöthigsten Dingen zu uns durch; wir erhielten wieder Kleider und Schreibpapier. Wie schön weiß Gott für seine Kinder zu sorgen!"

---

2. Moschesch und der Oranje-Freistaat.

Moschesch hatte mittlerweile auch die Mantäti's gedemüthigt; aber seine milde Behandlung war von ihrem König Sekonyela nicht verstanden worden. Dieser brach sein Wort und reizte den menschlichen Fürsten durch wiederholte Einfälle in sein Gebiet, bis derselbe endlich (Okt. 1853) gegen ihn zog. Moschesch drang auf Schonung der Weiber und Kinder, und empfahl auf's strengste, sich ohne Kriegsgeschrei zu schlagen, wie man es bei den Soldaten der brittischen Königin sehe. „Die Mündung der Muskete soll allein reden; dann wird ihre Sprache um so deutlicher vernommen werden." Trotz des winterlichen Sturms durfte kein Feuer angezündet werden, die Armee vertheilte sich in tiefem Schweigen, und am Morgen des 28. wurde der Feind umringt und völlig auf's Haupt geschlagen. Dem Onkel des entflohenen Sekonyela, der Moschesch bat, ihn umzubringen, er habe lange genug gelebt, entgegnete der Sieger: „Lebe doch. Wir tödten keine Greise. Fasse Muth zum Leben, das ist besser als sterben

können." Für die Gefangenen wurde möglichst gesorgt, bis sie allesamt frei gelassen werden konnten; beim Gottesdienst der Christen schrieb Moschesch selbst den Sieg der Gnade Gottes zu und ermahnte seine Söhne, über ihr Herz zu wachen. Ihre Leiber, meinte er, werden dick und stark, aber er fürchte, ihr Herz bleibe arm an Erkenntniß, mager und schwach. Sekonyela unterwarf sich vollständig und Moschesch schenkte ihm Frieden.*)

Eine Anekdote aus diesem Krieg möge zeigen, wie die Macht des Evangeliums sich auch in diesen blutigen Tagen verherrlichte. Zwei Christen von Morija sahen nach der Schlacht eine zitternde Frau vorbeieilen. Sie riefen Halt, und Esra sagte: „Sie ist eine Mantäti, die den Herrn fürchtet." — „Wie weißst du das?" — „Ich sehe es ihr an," sagt Esra und holt sie ein: „Ich grüße dich, Schwester." Sie steht und antwortet: „Ich grüße dich, Bruder; aber kennst du mich denn? Bist du ein Kind Gottes?" — „Ja, Schwester, wir gehören zu euch, und du zu uns; Christen wittern einander und treffen's wenigstens manchmal richtig." — „Aber die übrigen Basuto's schleppen doch die Weiber fort, um sie sich beizulegen?" fragte Rahel, und wie man das verneinte, fuhr sie fort, sich setzend: „Ach, mein Bruder, Gott ist die Liebe. Ich suche meinen Sohn, der verschwunden ist." — „Du wirst ihn hoffentlich wiederfinden." — „Meine Tochter hat den Missionar [von Umparane, einen Methodisten] an's Kap begleitet; ich gab nur ungern meine Zustimmung, und jetzt hat sich das doch glücklich gefügt, sonst hätte ich wohl auch sie verloren. So merke ich denn, daß Gott uns liebt. Aber meinst du nicht, daß mein Gatte Mapeleba gefallen ist? Sekonyela hat uns von der Station mit fortgerissen, und die Heiden haben uns den ganzen Tag verspottet. Mapeleba aber wußte, daß die Basuto's siegen werden. Darf ich gehen, Bruder? Gott ist die Liebe." — Esra: „Ich grüße dich, du wirst deine Kinder wieder sehen, denn Gott liebt uns wirklich sehr, sehr."

Auch die Gefallenen waren nicht alle verloren; ein Beispiel möge zeigen, wie Gott die leichtsinnigen Basuto-Jünglinge heimsuchte.

*) Wir benützen diesen Artikel, um in Verbindung mit dem Bilde des Kampfs der Interessen, welche im Basuto-Lande um die Herrschaft streiten, auch die Schilderung des Basuto-Fürsten, wie sie im Magazin (1861, V.) gegeben wurde, zu vervollständigen. Die Hauptquelle dafür, wie für die gesamten Zustände des Ländchens, ist das Journal des Missions évangeliques.

Ein Mann von Mekuatling sah seinen Sohn fallen, eilte ihm zu Hülfe und schlug die Feinde in die Flucht; dann führte er den Schwerverwundeten auf die Station zurück. Schon im rüttelnden Wagen war das Schriftwort sein einziger Trost. Zu Hause angelangt, sagte er zu dem Missionar Daumas, der ihn verband: „Gott hat mich aus Liebe geschlagen; ich hatte Ihn gekannt und Ihm gedient, dann ließ ich mich wieder in die Welt zurücklocken. Aber wie glücklich bin ich, daß mir noch einige Tage zur Buße bleiben, und ich nicht weggerafft werde wie die andern." Tag für Tag schloß er sich immer inniger an den Heiland der Sünder an, und wollte das noch allen seinen Freunden sagen; die sorgsame Mutter vereitelte ihm den Wunsch. Einen Nachbar, den er beleidigt hatte, bat er noch dringend um Vergebung, und wenn er die Glocke hörte, wünschte er sich noch einmal die Kirche besuchen zu dürfen. Auch im Starrkrampf blieb der Herr ihm nahe, er konnte noch seine Mutter trösten und schied in vollem Frieden.

Ueberhaupt war Mekuatling eine gesegnete Station. Es rühmte sich, wenigstens nach Bethulia, der größten Kirche im Lande, und sein Häuptling, Molitsane, war mit seinen Bataungs für das Evangelium wenigstens eben so günstig gestimmt als Moschesch. Gegenwärtig zählt man dort 130 Kommunikanten; es dient als Grenzort vielen Fremdlingen zu einer immer offenen Zufluchtstätte, und Molitsane's Sohn unterrichtet selbst in der Schule, die er gebaut hat.

Alle diese Stürme hatten zur Folge, daß England (1853) der Souveränität über das ganze Land, das nördlich vom Oranjefluß gelegen ist, entsagte, um nicht länger in die vielen streitenden Interessen der eifersüchtigen Stämme und der Tausende von holländischen und englischen Kolonisten sich mischen zu müssen. Seine Beamten und Truppen räumten das ganze Gebiet, welches sich sofort als Oranje-Freistaat unter dem überwiegenden Einfluß der freien Boers konstituirte. Das stimmte auch die Basuto's, sowie die andern Farbigen, ernster als der Krieg. Mit allen ihren Schwächen hatte doch die englische Regierung sich im Ganzen als eine väterliche, wohlmeinende bewiesen. Wie wird es nun gehen unter der Herrschaft der kalten Kolonisten, die meist aus Aerger über die Sklavenbefreiung ihre alten Sitze im Süden mit den erst zu erobernden Landschaften des innern Afrika vertauscht hatten? Es war erklärlich, wenn die Basuto's nun

ihre Missionare wieder höher achteten, als in den letzten fünf Jahren, und sich ihre Vertretung bei den weißen Machthabern durch aufmerksamere Behandlung zu sichern suchten. Missionar Maitin begleitete Moschesch nach Bloemfontein, um sich mit den Bevollmächtigten des englischen Gouverneurs, sowie mit der neu ernannten provisorischen Regierung über verschiedene Punkte in's Einverständniß zu setzen. Ehrenvoll aufgenommen, legte der Fürst den Weißen ihre hohe Verpflichtung an's Herz, bat sie, in Allem nach Gottes Buch zu entscheiden, der Trunkenheit bei Weißen und Schwarzen zu steuern, und flehte den göttlichen Segen auf sie herab: „Er sei ener Licht, eure Weisheit, eure Kraft! Möge es euch verliehen werden, Seinen Willen in Allem zu thun. Amen." Die Regierungsmitglieder antworteten mit einstimmigem Amen, und dankten ihm für das ausgesprochene gute Zutrauen. Die Sitzung schloß gerade, als Sekonyela hereintrat. Moschesch stand auf und gab ihm die Hand, und beide setzten sich beiseits zu vertrautem Gespräch. Da fragt ein Herr von der Regierung: „Moschesch ist also ein Christ?" — Leider mußte der Missionar das verneinen. — „So ist er ein Heuchler?" — Auch das nicht; er meint's, wie er spricht; was denn weiter dahin erklärt wurde, daß er mit all seinem Heidenthum doch dem Himmelreich näher sei als viele Namenchristen.

Auch der Tod von Schwester Casalis schien den Fürsten auf's tiefste zu bewegen. An ihrem Grabe redete er mit ernsten Worten über Tod und Ewigkeit, und schien sich der Verheißung zu erfreuen, welche die Sterbende ausgesprochen hatte, daß das Evangelium auch bei den Basuto's noch den Sieg gewinnen werde. Die Abgefallenen kamen gleichfalls in großer Anzahl, am Grabe „ihrer Mutter" zu weinen; und die vielgeprüften Brüder flehten nur, daß auch aus diesem Tod ein neuer Keim des Lebens in dem armen Volk aufgehen möchte. Wirklich durfte man über die Rückkehr einiger von Moscheschs Söhnen aufrichtige Freude haben. Die alten Christen fragten einen derselben offen: „Was suchst du bei uns? Wolltest du etwa uns wieder in die Welt verlocken? Oder findest du, nachdem du dem Fleisch gefröhnt, daß wir das bessere Theil erwählt haben?" rc. und warnten ihn treuherzig vor den gefährlichen Folgen seiner langen Entfremdung, was sich der Jüngling dankbar gefallen ließ. Auch sonst waren die Kirchen wieder besuchter, die Bekehrungen von Heiden wurden häufiger, und es entwickelte sich eine größere Leselust, der

man durch Errichtung einer Druckerpresse in Berseba entgegenkam. Als Casalis (Sept. 1855), von seiner Gesellschaft heimberufen, sich verabschiedete, brach auch bei dem undankbaren Volke und seinen Häuptlingen die lang vermißte Anhänglichkeit an die Mission in lautem Schmerz und heißen Segenswünschen aus, und Moschesch schenkte dem scheidenden Freund und Lehrer seinen Leibschild und den Speer seiner Jugend, damit auch dessen Kinder sehen möchten, daß ihr Vater ihm Schild und Waffe gewesen sei.

Wenn es aber auf andern Stationen, wie Hebron, Hermon, Morija ꝛc. an günstigen Aussichten, zeitweise auch an allgemeineren Erweckungen nicht fehlte, — Bethesda schien immer ein harter Boden bleiben zu wollen. Nicht als ob sich nicht auch Früchte zeigten. Frau Schrumpf giebt uns eine lebhafte Schilderung, indem sie schreibt: „Um die Mitte des Jahrs 1855 schien unser Werk einen frischen Aufschwung zu nehmen; unsre Neubekehrten betrieben mit neuem Eifer und innerem Trieb die Evangelisirung ihrer Landsleute; auch nahmen die umliegenden Ortschaften es mit weniger Widerwillen auf. Wir haben nun sonntäglich 300 Personen um uns versammelt und freuen uns, daß so viele das Wort hören. Aber freilich ist's nicht gerade der Hunger nach Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern Jeder hat sein eigenes Anliegen, das sogleich nach dem Morgengottesdienst an den Tag kommt. Einer will Arzneien für sich, der andere für einen Freund; jener hat zu viel Blut und verlangt, daß man ihm zur Ader lasse, dieser, daß man ihn von einem hohlen Zahn befreie; und Alle wollen die Tagesneuigkeiten hören. Die Operationen werden natürlich auf den Montag verschoben. Indessen drängt sich zwischen den Gottesdiensten Alles in's Missionshaus, wo nur eine offene Thür zu finden ist; andere tanzen vor den Glasfenstern herum. — 'Was macht ihr da?' — 'Wir besehen unsere schönen Gestalten,' ist die Antwort; und das thun sie in jeder beliebigen Stellung, bald die geölten Locken schüttelnd, bald sich balancirend und zur Rede räuspernd. Andre liegen auf dem Boden und rufen: 'Mutter, gieb mir zu essen, ich bin schon Hungers gestorben!' Es kostet Mühe, sie etwas in's Freie zu schicken und durch unsere Schüler in der Kenntniß der Buchstaben wenigstens eine halbe Stunde lang unterrichten zu lassen. Haben die verschiedenen Gruppen diese Proben bestanden, so zeige ich ihnen wohl biblische Bilder und suche damit ihren Herzen nahe zu kommen. Daß ich auf

ernste Fragen nie eine direkte Antwort bekomme, ist nichts Außerordentliches; wäre nur mehr Verlangen nach Reinigung des bösen Gewissens zu spüren!" Immerhin bekannten jetzt Viele, daß sie den Glauben an die früher hochgeehrten Propheten und Wahrsager verloren hätten. Doch machten die meisten der Neuherzutretenden langsame Fortschritte. „Gott ist uns ein wenig in unser Herz gedrungen," konnten sie sagen, „warten wir, bis er tiefer eindringt!" Und leider waren auch die, welche mehr Eifer für die Ausbreitung ihres Glaubens an den Tag legten, nicht gleichermaßen bemüht, denselben durch einen unsträflichen Wandel zu beweisen.

„Fast täglich brachte man uns Personen, die den Verstand entweder verloren hatten, oder in Gefahr standen, ihn zu verlieren. Gewöhnlich schrieb man das dem bösen Gewissen zu. 'Mutter,' hieß es darum, 'da bringen wir dir einen Menschen, der nicht mehr Mensch ist. Die Gewissensbisse tödten ihn. Heile du ihn!' Und wirklich gelang es nun bei mehreren, sie aus ihrem schlimmen Wege zu ziehen und zur Erkenntniß der Gnade Gottes zu bringen, daher sie dann weithin rühmten, wie Heilung und Friede sich im Bethause finden lassen. Andere wurden völlig wahnsinnig und kamen darüber zu einem traurigen Ende; denn wenn ein Geisteskranker die Basuto's irgend beunruhigt, tödten sie ihn ohne alles Bedenken.

„Einmal quartierte sich eine junge Närrin bei uns ein. Umsonst schickten wir sie mit kleinen Gaben den Ihrigen zurück; sie kam immer wieder. Stundenlang putzte sie sich vor meinen Fenstern, und murmelte etwas wie Todesdrohungen gegen mich. Sie war schon einige Tage verschwunden, als ich eines Abends hinaustrat; da läuft sie plötzlich um's Eck und verfolgt mich mit einem Beil. Kaum konnte ich ihr entrinnen und die Thür hinter mir zuschlagen, worauf sie einen Kreuzstock zerschmetterte. Nun band man sie und schickte sie ihren Verwandten zurück mit der Bitte, sie doch ja zu bewachen. Umsonst; schon Tags darauf erschlug sie ihre Großmutter, worauf ihr eigener Bruder sie in's Malutigebirge führte und in einen Abgrund stieß. Und das war nicht die einzige Erfahrung dieser Art."

Vier Jahre waren seit dem letzten Umschwung der politischen Verhältnisse dahingegangen unter fortwährenden Befürchtungen, daß bald der Viehraub, bald die Grenzberichtigungen den Krieg zwischen den Basuto's und den weißen Eindringlingen hervorrufen werden. Der erstere wurde oft von den Häuptlingen selbst bestraft, wie denn

einmal Moschesch's Sohn, Mapuscha, von den Boers benachrichtigt, daß seine Leute Ochsen weggetrieben hätten, alsbald die Spur verfolgte und einen der Schuldigen auf der Stelle niederhieb. Die Grenzberichtigungen aber wurden in jeder Weise hinausgezogen, und es bedurfte Moschesch's ganzer Weisheit und Mäßigung, um die steigende Unbehaglichkeit auf beiden Seiten nicht in offenen Kampf ausbrechen zu lassen. Endlich aber war die Geduld der herrischen Boers erschöpft. Von Smithfield aus, das sie sich listiger Weise zugeeignet und zu einem Hauptort erhoben hatten, erklärten sie (März 1858) den Basuto's den Krieg, überfielen im April das ganz unvorbereitete, auf der Grenze gelegene Berseba mit 500 Bewaffneten, und verbrannten es theilweise, obwohl Waffen und Vieh ohne Widerstand ausgeliefert worden waren. Daß es damit hauptsächlich auf die Mission abgesehen war, welche sich den besondern Groll der Boers zugezogen hatte, weil sie die Basuto's über den Werth ihres Grundeigenthums aufzuklären für ihre Aufgabe erkannte, sah man an dem noch barbarischeren Verfahren gegen Morija. Von dem Gesammtheer der Weißen umringt, wurde es im April mit Feuer und Schwert zerstört, Miss. Arbousset mit seiner Familie zur winterlichen Flucht genöthigt und all' seines Eigenthums beraubt. Heidnische Basuto's, welche sich den Holländern anschlossen, ließen bei dieser Gelegenheit ihrer Wuth gegen christliche Landsleute freien Lauf. Doch die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Als die triumphirende Schaar gegen Thaba Bosigu vorrückte, stand Moschesch auf seinen Höhen, sie zu empfangen. Die Weißen wurden im Nu geworfen und flohen über Hals und Kopf. Sie bitten um Frieden, und Moschesch beschämte sie (1. Juni 1858) durch alsbaldige Gewährung eines Waffenstillstands, der unter Sir G. Grey's Vermittlung zum festen Frieden wurde. Der Präsident des Freistaats, Herr Boshof, mußte sich bei dieser Gelegenheit von dem heidnischen Häuptling Lehren schreiben lassen, die ihren Eindruck nicht verfehlt haben werden. „Es ist mir leid," schrieb Moschesch, „daß Sie Krieg anfiengen. Ich habe ihn nicht gewünscht, habe auch noch nicht gekämpft. Ich hatte allen Anführern Befehl gegeben, sich auf die Hauptstadt zurückzuziehen, und sagte zu mir selbst: will Boshof mich als Hund behandeln, so werde ich ihn beißen. Doch — wie das nun gekommen sein mag — Ihre Armee hat mir nur einen kurzen Besuch abgestattet und sich darauf zurückgezogen. Versammeln Sie Ihre Offiziere und verweisen Sie ihnen

das Unrecht, das sie Ihnen angethan haben. Sie heißen sich einen Christen. Ihre Offiziere sind jedenfalls keine Christen; bestünden sie darauf, sich so zu nennen, so zwängen sie uns zu glauben, daß kein Gott ist. Oder besteht ihr Christenthum darin, das Christenthum zu vernichten? Haben sie nicht die schöne Station Verseba zerstört? Haben sie nicht das Missionshaus in Morija verbrannt und alles Eigenthum des Herrn Arbousset geraubt und versteigert? Noch beim Anrücken gegen Thaba Bosigu habt ihr über zehn Kanonenschüsse auf das Missionshaus abgefeuert, nur hat der Herr sie nicht treffen lassen. Nein, Ihre Offiziere sind keine Christen; denn nie werde ich glauben, daß das Christenthum darin besteht, Weiber und Kinder gefangen fortzuführen, oder auf Kranke und Greise zu schießen. Tadeln Sie daher die Ihrigen, daß sie sich um Ihre Ehre so wenig bekümmert haben. — Als ich mit Sekonyela Krieg führte, befahl ich, seine Kirche zu schonen, und es geschah. Was wird man sagen, wenn nun verlautet, die Kinder eines christlichen Häuptlings haben schöne Kirchen zerstört, während die Kinder eines heidnischen sie unberührt ließen? — Weiter haben Ihre Leute verlassene Dörfer und Felder noch auf dem Rückwege verheert, und jetzt sagen Sie, aus Friedenslust seien Sie von meinem Land gewichen! Haben Sie nicht vor dem Beginn der Feindseligkeiten erklärt, eine oder die andere der zwei Nationen müsse aufhören zu existiren? Wie nun, wenn auch ich einen Vernichtungskampf anfienge? Bei uns wenigstens herrscht die Gewohnheit, daß, wenn Fremde an einem Ort getanzt haben, die Einwohner des letztern ihnen den Besuch erwiedern. Und nun stünde es bei uns, nachdem wir uns auf die Vertheidigung beschränkt haben, unsre Nahrung für den Winter bei euch zu holen. So sehr ich den Frieden wünsche, könnten doch ein paar Schlachten von Nutzen sein, um künftighin Kriege zu vermeiden. Aber ich habe nie den Krieg geliebt, und wie sollte ich ihn nun wünschen, da ich alt bin? Möge denn Gott diese Korrespondenz zur Herstellung des Friedens ausschlagen lassen!"

Es ist seither im Ganzen nothdürftiger Friede geblieben, und die Mission arbeitet auf dem mühsam errungenen Boden rüstig weiter.

3. Der Abschied.

Diese letzte Krisis, welche die politischen Unruhen des Basuto-Landes vorläufig zum Abschluß brachte, fällt nicht mehr in die Mis-

sionslaufbahn unserer Freunde. Sie hatten im Juli 1856 den Bau einer neuen Kirche vollendet, welche 400 Zuhörer fassen konnte. „Schrumpf hatte sich viele Mühe gegeben, dieses Werk ohne Kosten für die Gesellschaft auszuführen. Alle unsere Bekehrten hatten unentgeldlich dafür gearbeitet und je nach ihrem Vermögen das Material zusammengebracht." Ein Pfd. Sterl. (Fr. 25) war vielleicht die höchste Gabe, welche einer der Eingebornen beisteuerte, doch hatte sich keiner der Aufgabe ganz entzogen; und so war die Vollendung des Gebäudes für Alle ein Triumph und eine mächtige Anregung, zum Ausbau des innern Tempels noch weiter gemeinsame Hand anzulegen. „Es sei doch der Mühe werth, jetzt zur Kirche zu gehen," sagten die Leutlein; „man finde jetzt auch einen guten Platz, um die Botschaft zu hören; und dann sei es ein schönes Gebäude, von Freunden aufgeführt, die damit bewiesen hätten, daß es ihnen an Muth und Kraft nicht fehle." Natürlich hat Br. Gosselin an diesem Gotteshaus mit doppeltem Eifer gearbeitet. Er stand nun am Schluß der Fünfziger Jahre und fühlte sich etwas steif in den Gliedern in Folge des unausgesetzten Mauerns und Bauens, hatte sich aber die unverwüstliche Frische und Heiterkeit der Jugend bewahrt. Neben dem Kirchenbau hatte er zugleich das Dach des Missionshauses zu erneuern, das von fortgesetzten Erdbeben ziemlich gelitten hatte. „Nur in Bethesda, sonst auf keiner Station, hatten sich diese Erschütterungen, begleitet von einem unterirdischen Getöse, besonders am Charfreitag 1856 und seither zu wiederholten Malen, vernehmen lassen, und uns wie den Eingebornen viel zu denken gegeben. Sie schienen mit der vulkanischen Natur eines naheliegenden Berggipfels in Verbindung zu stehen." Hätte nur auch der geistige Zustand des Völkchens, das auf dem zitternden Boden wohnte, deutlichere Zeichen einer tiefen, gründlichen Bewegung gegeben!

Aber da schien es noch oft, als ob das Heidenthum unerschütterlich fest stehe, nur wenig berührt von der allmähligen und doch unläugbar sich ausbreitenden Erweckung der Geister. Im Mai 1857 gieng es mit dem Häuptling Motleyoa zu Ende. Er war noch jung, und doch ein gewandter Verführer der Jugend. Oft hatte er sich im Missionshaus eingefunden, sei's auch nur, um eine Prise Tabak, ein Stück Schweinefleisch, Früchte oder sonst ein Geschenk zu erbitten. „Aber denkst du nicht daran, dich für die andere Welt zu versorgen?" konnte ihn der Missionar fragen; „hast doch nichts

in diese gebracht, und wirst nackt ausgezogen vor dem Richter erscheinen. Was helfen dir dann deine Weiber, deine Ochsen, dein Korn und Einfluß?" Worauf der Häuptling mit einer leichten Phrase antwortete: „Sehr wahr, mein Herr; ich werde mich eines Tags auch darnach umsehen." Nun ist er krank und mag sich doch nicht pflegen. Er hat große Heerden, jagt aber vielleicht nach Ratten und Mäusen, um etwas Fleisch zu genießen. Denn man schlachtet nur was alt und krank ist, oder ißt gefallenes Vieh; wie sollte man etwa, um Fleischbrühe zu bekommen, ein Huhn oder eine Ziege tödten? Nein, das Eigenthum muß gespart werden; am liebsten vermehrt man es noch durch den Verkauf von Töchtern. Schickt man dem Kranken ein Gericht aus dem Missionshaus, so ißt es ihm vielleicht sein Vater oder Bruder weg. Umsonst sind da die Rathschläge, umsonst die Zureden des Lehrers; gleichgültig, stumpf wie die Voreltern, stirbt der Häuptling. — Nun aber regt sich's im Dorf. Man begräbt den Leichnam inmitten des Viehhofs; die Weiber müssen das Dorf verlassen, die Männer sich reinigen. Von allen Kraals der Umgegend werden erlesene Ochsen geschickt, um die erste Nacht auf dem frischen Grab zu schlafen. „Einer der Ochsen wird geopfert, und der ältere Bruder, **Morosi**, heult und tanzt, läßt die Beschwörer kommen, und fragt: 'wie hat nur ein so junger Mann sterben können? wer hat den unsterblichen Häuptling bezaubert?' Der Beschwörer, für seine Mühe reichlich bezahlt, nennt sechs Namen. Zwei dieser Unglücklichen, die Eltern eines jungen Christen, werden augenblicklich mit Keulen und Steinwürfen getödtet. Auch die alte Großmutter unsers Samuel steht auf der Liste der Geächteten. Morosi schickte Boten auf Boten: die Christen sollen sie ausliefern. Natürlich floh sie zu uns, verzweifelnd an ihrer Rettung. Man bot ihr zu essen; sie schlug es aus: 'wer zum Tode bestimmt ist, braucht keine Nahrung.' Wollte man sie an einem dunkleren Ort verbergen, so wehrte sie sich: 'warum mich im Finstern todtschlagen lassen?' Und doch dankte sie zu Zeiten, daß sie noch den Heiland Jesus Christus habe erkennen dürfen: 'was wäre ich jetzt ohne Ihn! Ich halte mich an Ihn. Er verwirft mich nicht, wie die Menschen mich heute verwerfen.' Zum Glück gelang es Schrumpf, den wüthenden Häuptling zu erweichen. Die Alte durfte nach einigen Tagen in ihr Haus zurückkehren und lobte den Gott der Christen, der sie vom Tode errettet habe."

Das war die letzte schauerliche Scene, welche unser Paar in Bethesda (August 1857) erlebte. Der Zustand ihrer Gesundheit, die Erziehung der Kinder machten eine Erholungsreise an's Kap nöthig; im Hintergrund tauchte schon die Frage auf, ob nicht ein letzter Abschied vom Missionsfeld daraus werde. Die Zukunft stand dunkel vor ihren Augen; aber die Eltern erkannten, was Gott von ihnen wolle. Hatte der Herr sie vor sechzehn Jahren berufen, um der Heiden willen Alles zu verlassen, so sollte nun auch die Sorge für das Heil der Kinder, welche unmöglich länger in der heidnischen Atmosphäre verweilen durften, zu ihrem Rechte kommen.

Es war ein herber Abschied am 27. Sept. 1857. „Die kleine Kirche war übervoll; glich sie doch bereits einigermaßen dem Senfkorn, das in der Wüste gepflanzt, mit Thränen befeuchtet, allmählich seine Zweige ausbreitet. Mein Gatte predigte über Apg. 20, 18—38 unter allgemeiner Bewegung. Auch die Heiden vergossen Thränen, daß nun ihr Lehrer sie verlassen wolle." Man hatte am vorhergehenden Sonntag das heilige Abendmahl mit 50 Basuto's gefeiert und von den zehn Taufbewerbern noch einige in die Gemeinde aufgenommen; sieben Personen, die vom Abendmahlsgenuß hatten ausgeschlossen werden müssen, warteten der Wiederaufnahme. So etwa berechnete sich das sichtbare Ergebniß der sechzehnjährigen Arbeit in Bethesda, dem die Freunde nun den Rücken kehren sollten. Nach gemeinschaftlichem Gebet drängte sich am Montag Morgen alles was den Lehrer lieb hatte, um die zwei Wagen, welche die Familie aufnahmen. „Da wollte eine alte Blinde noch einmal mit der Hand über die Gesichter aller unserer Kinder fahren und sagte mit beweglicher Stimme: 'Wenn ihr auch eines Tags wieder kommt, treffet ihr doch die alte Mamoelo nicht mehr hier. Ihre Gebeine werden im Grabe ruhen, aber ihr Geist wird beim Heiland sein und euch segnen, daß ihr gekommen seid, uns die gute Botschaft zu verkündigen.' Dort eilte in sichtlicher Aufregung der tiefgefallene Nathanael Nantake herbei: 'Ich habe es verdient, daß Gott mich so durch euer Scheiden straft; ich war ein harter, aufrührerischer Mensch. Aber damit hat Er mich nun aufgeweckt; gewiß, ich gehe auf den rechten Weg zurück, ihr werdet Gutes von mir hören. Lebt wohl.' Weiter hinten begleiteten uns die Schulkinder, kleine und große, und sangen die Lieder, welche ich sie gelehrt hatte; noch einmal riefen sie: 'Tumela, me! glaube an unsere Liebe, Mutter!' und standen still. Das Haus,

der Garten, gerade in voller Blüthe stehend, das Christendorf, das lange Thal und die malerischen Berge entschwanden nacheinander unsern Blicken, und wir waren wieder, mehr als je, Pilger und Fremdlinge auf der weiten Erde."

Wunderbar führte der Herr die müden Wanderer nach Frankreich zurück, wo sie im April 1858 landeten. Nun galt es, die zehn Kinder zu erziehen, die der Herr ihnen gegeben hatte; eine Aufgabe, die unter den andern Anforderungen der Mission in mancherlei Beziehung vernachlässigt worden war. Doch griff Rosette das Werk mit Freuden an und hoffte, noch etwas Ganzes leisten zu können. Es sollte nicht sein. Seit dem Herbst 1861 nahmen ihre körperlichen Leiden eine beunruhigende Wendung. Die Kinder thun, was in ihren Kräften steht, indem sie ihr aus der heiligen Schrift vorlesen, sie pflegen und trösten, wohl auch an ihrem Bette eine halbe Nacht durchwachen. Der Schlaf will sich nicht mehr von selbst einstellen, ein bösartiges Fieber verzehrt die übrigen Kräfte. Da lernt sie die letzte Lection, die ihr schon in der afrikanischen Losung gegeben war: Geduld, Stillesein zu Gott auch in völliger Unthätigkeit. Körperliche Schmerzen und Seelenleiden stellten sie noch auf manche Probe. Drei Wochen vor ihrem Ende verschied ihre Mutter an einem Schlagfluß; sie wußte nun, daß sie ihr bald folgen werde. Noch einmal zwang sie sich, auf den Knieen mit ihren Kindern zu beten; dann unterwarf sie sich einer gefährlichen Operation, an deren Folgen sie im Diakonissenhaus zu Straßburg verschied (29. März 1862). Mit lauter Stimme lobte sie noch den Herrn, als sähe sie Ihn, und drückte jedem Kinde die Hand mit einem Wort des Abschieds, wie der Glaube es dem Mutterherzen eingab. Dann wiederholte sie lächelnd: „Der Herr hat mich so weit gehorsam gemacht. Dankt Ihm dafür, wie für Alles. Er ist treu bis an's Ende, ich bin Sein und Er ist mein."

Auch wir sollen Ihm dafür danken, wie für jede im Glauben vollendete Seele. Es ist ein großes Werk, wenn Er ein reichbegabtes, aber auch vielbewegtes, stark umgetriebenes Leben in Seiner Liebe den Ruhehafen finden läßt; das bleibt das Größte, auch bei Werkzeugen, welche in Seinem Dienste bedeutendere Resultate erzielt haben, als diese Frau. Erkennen wir in ihr auch keinen der ausgezeichneten Typen von Missionsarbeitern, wie sie uns auf verschiedenen Feldern des großen Weinbergs begegnen, so wird doch das, nicht zu ihrem, sondern zu

des Herrn Ruhm, von der Vollendeten gesagt werden dürfen: Sie hat gethan, was sie konnte.

Kehren wir noch einmal nach Bethesda zurück, so finden wir dort zuerst den alten Br. Gosselin, wie er sich nun mit doppeltem Eifer in die schwere Arbeit warf und in seiner Einsamkeit sich mit Beten und Singen tröstete, bis ihm Hülfe gesandt werden konnte. Mit dem Bauen ist er aber noch nicht zu Ende gekommen. Jetzt steht ihm ein Waadtländer zur Seite, Germond, den die Basuto's gar oft an seine Landsleute mahnen; er meint, sie ähneln einander sogar in den Gesichtszügen, seien recht freundlich und gutmüthig, ohne viel Tiefe in ihren höchsten Angelegenheiten, und bei aller Zuthunlichkeit (rondeur) im Grunde nicht gar offenherzig. Immerhin sind sie allmählig fleißigere Leute geworden; Kirchenglieder zählt man jetzt 83. Im Uebrigen geht es mit der Missionsarbeit noch immer auf und ab. Auf Erweckungen, wie in Beröa, folgt leicht eine verstärkte Reaction des Heidenthums. Bekehren sich auch Familienglieder des alten Moschesch, so kommt er selbst um so seltener zur Predigt und belebt etwa auf's Neue irgend welche Unsitte. So stationär aber

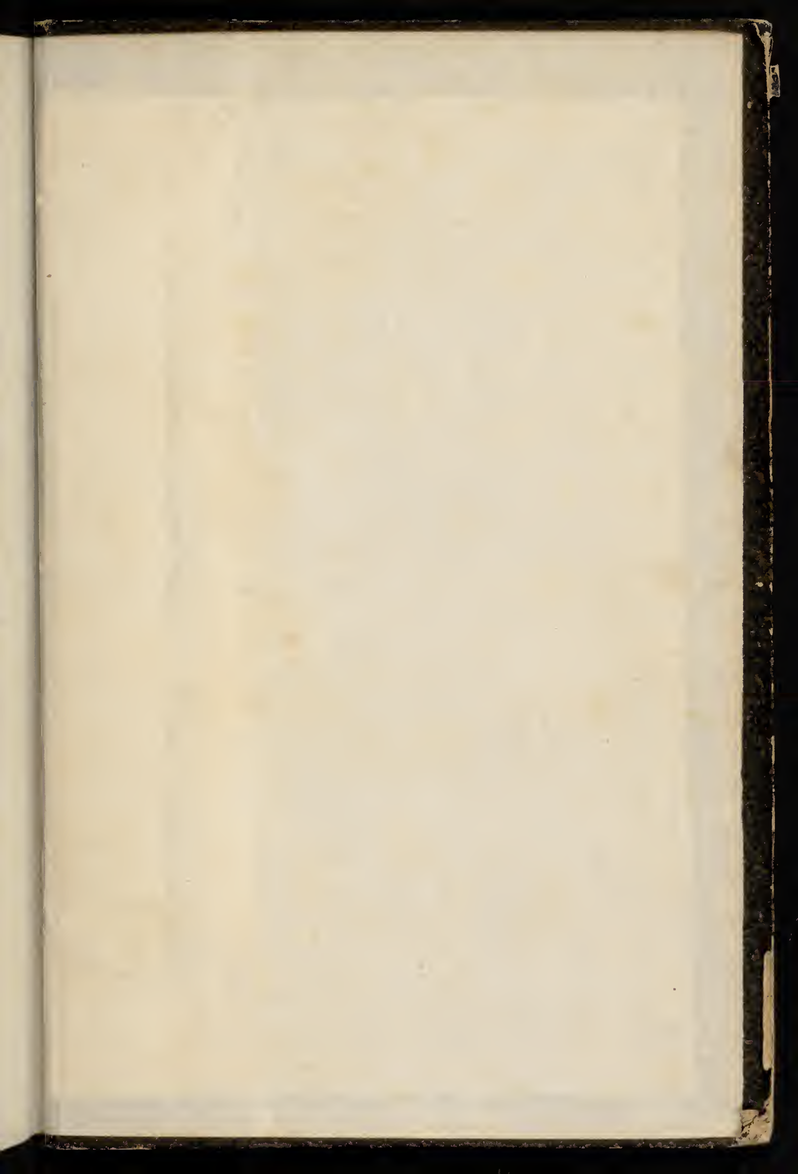
bekehrten. Im ganzen letzten Jahr wurden deren 145 getauft, an 500 warten noch auf ihre demnächstige Aufnahme in die Gemeinde. Tüchtige Missionsgehülfen aus den Eingebornen sind noch eine seltene Frucht; wann wird man endlich einen wahren Missionar aus den Basuto's erstehen sehen? Machen läßt sich das nicht. Der edle Gouverneur Sir George Grey bot einmal den Missionaren an, drei Basuto's auf seine Kosten in Paris studiren zu lassen. Man hat sie aber noch nicht gefunden. Weil aber doch das Werk des Evangeliums erst dann recht heimisch geworden und festgewurzelt ist, wenn es jedem Volke von seinen eigenen Kindern verkündigt wird, so ziemt es uns, darum zu bitten, daß der Herr auf die Arbeit der ausländischen Friedensboten diesen Segen lege, daß ihre Thränensaat von Nachfolgern aus den Eingebornen gerettet werde. Möge Er zu allen Gaben auch diese beste sein bald und immer reichlicher hinzufügen!

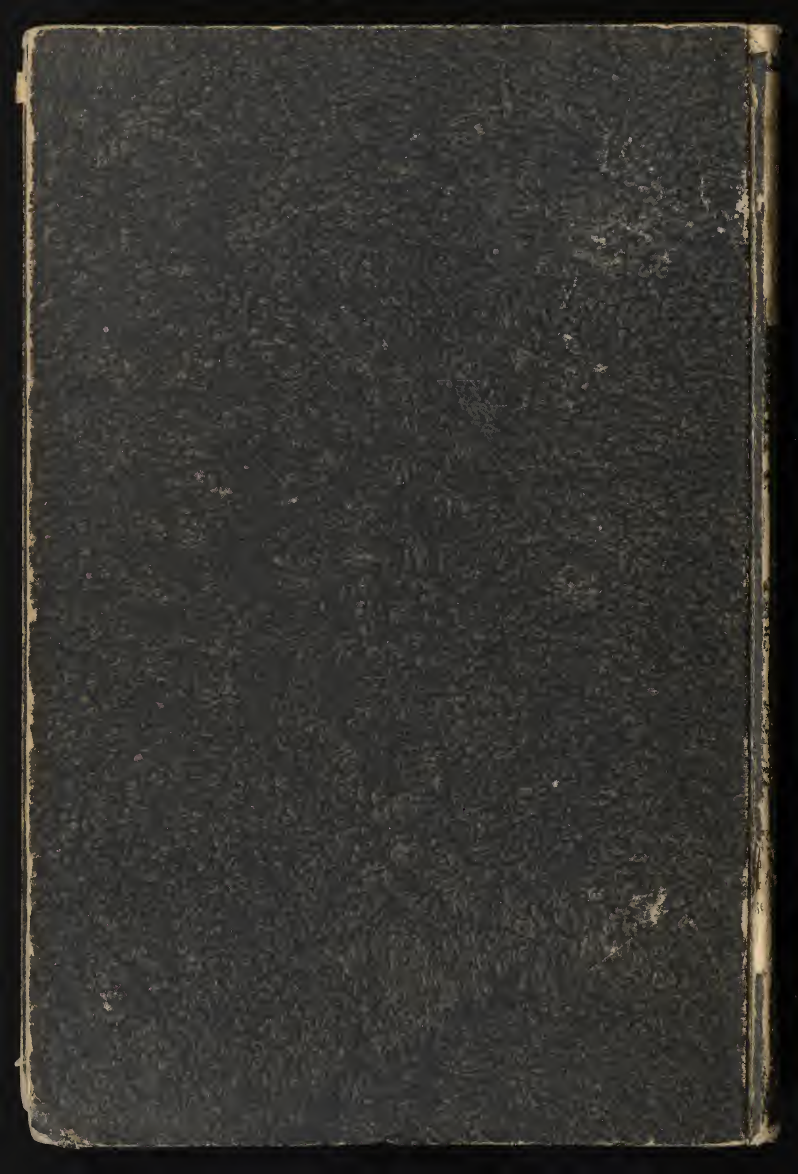
Missions-Zeitung.

Die evangelische Mission in China und die englische Politik.

Die evangelische Mission unserer Tage wird immer wieder daran erinnert, daß sie sich nicht auf Fürsten, noch auf ihren Schutz zu verlassen habe. Was sie seit 70 Jahren in den Ländern der Heiden ausgerichtet hat, das ist nicht etwa geschehen in Folge der Gunst, die sie bei den Mächtigen der Erde gefunden hätte, sondern *trotz aller Ungunst, ja Feindseligkeit*, die sie fast zu allen Zeiten von denen zu erfahren hatte, in deren Händen die Macht lag. Wenn die *katholische* Mission bei ihren Unternehmungen sich in besonderem Maaße der Protektion und Begünstigung der weltlichen Mächte zu rühmen hat, so muß die *protestantische* sich ihrerseits, selbst von den evangelischen Fürsten, fast immer das Gegentheil gefallen lassen. Hat sie dennoch etwas ausgerichtet, ja Großes und Herrliches erreicht, so ist dieß ausschließlich durch die innere Kraft des Evangeliums und durch den Segen des allmächtigen Gottes geschehen.

Es ist bekannt, wie viel Widerstand und Unlust die Mission von Seiten der brittischen Regierung in Indien lange Jahre hindurch zu erdulden hatte, und wie bis auf den heutigen Tag ihre sogenannte „Neutralitätspolitik" eher in einer versteckten Feindschaft wider die Mission ihren Grund hat. Aber so heimtückisch und unter der Maske des Wohlwollens doch so giftig, als dieß von Seiten des brittischen Generalbevollmächtigten in China geschehen ist, mag in neuerer Zeit kaum ein einflußreicher Mann wider die evangelische Mission aufgetreten sein. *Sir*





Rosette Schrumpf.

Dritte Abtheilung.

(Mitgetheilt von Dr. H. Gundert in Calw.)

---

1. Die Basuto-Mission unter den politischen Unruhen.

Zu derselben Zeit, als eben Missionar Schrumpf zu Bethesda wie durch ein Wunder aus schwerer Krankheit errettet und gleich darauf auch seine Gattin Rosette bis an den Rand des Grabes geführt worden war, — eben zu jener Zeit (1846) brach der verheerende Krieg im Kafferlande aus, an dessen Grenze die Basuto's wohnten. Die Eingebornen stritten mit wechselndem Glück gegen die Truppen der englischen Regierung, welcher die allgemeine Schilderhebung ungeheure Opfer an Menschenleben und Geld kostete. Mit unglaublicher Wuth zerstörten die Kaffern alle englischen und deutschen Missionsstationen in ihren Gebieten. Einige Missionare wurden meuchlings getödtet, nachdem durch Ermordung eines deutschen Bruders das Zeichen gegeben war; die andern mußten alle fliehen. Die Aufregung verbreitete sich auch unter den Basuto's, welche gegen ihre weißen Lehrer mancherlei vorzubringen hatten. Man mußte jeden Augenblick eines ähnlichen Ausbruchs gewärtig sein. Moschesch begnügte sich aber, mit 4000 Bewaffneten seine Grenze zu schützen. Als Feldprediger zog Arbousset mit dem Heer und konnte unter diesen Schaaren den christlichen Unterricht fast regelmäßiger fortsetzen, als dieß auf den Stationen möglich war. In Folge dieser Unruhen war jedoch die Verbindung mit der Kapkolonie oft beinahe aufgehoben, und die Mission vom europäischen Verkehr abgeschnitten. Endlich er-